Affären, Missbrauchsgerüchte und Bodenseepiraten

Das Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen erschliesst 5000 Briefe aus der Zeit von 1400 bis 1650. Sie geben Einblick in häusliche Gewalt und Übergriffe, Kriegsschiffe und die international verflochtene Wirtschaft und Politik.

Daniel Klingenberg

Ursula Ruchenacker ist verzweifelt. Sie lebt gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit ihrem Mann in Steinach auf der Steinerburg. Der aber hat eine Geliebte, und mit ihr ein gemeinsames Kind – um das sich Ursula Ruchenacker kümmern muss. Sie klagt zudem über Demütigungen, sie werde quasi gefangen gehalten, und der Mann verkaufe ihre Wertsachen für schöne Kleider für die Geliebte. Im Brief an die «lieben Herren» des St. Galler Stadtrats, der als Anzeige wegen Ehebruchs zu verstehen ist, bittet sie um Unterstützung: «Komend mir ze hilff.»

Auch Walter Spättig will im Jahr 1465 Beistand vom Stadtrat. Er ärgert sich über Gerüchte, die über ihn «von ettlichen Lüten im Spittal» in Umlauf sind. Es werde ihm vorgeworfen, er habe im Spital ein lahmes Mädchen missbraucht. Spättig hat auch eine Idee, um seine Unschuld zu beweisen. Der «Spitalmeister» solle das Mädchen befragen, wer es zu solchen Lügen angestiftet habe.

Blick in den Alltag der kleinen Leute

Das ist der Inhalt von zwei der insgesamt 30 000 Briefe, die das Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen alle digitalisiert hat und von denen es 5000 erschliesst. Im Fachbegriff heissen sie «Missiven», in Anlehnung an den lateinischen Begriff «mittere» für «schicken». Mit dem Spätmittelalter kommt dieser neue Kommunikationstyp auf. Die Missiven sind versiegelt, haben einen Absender und einen Empfänger und ähneln damit einem neuzeitlichen Brief. «In vielen Archiven lagern Tausende solcher Briefe, die noch nicht erschlossen sind», sagt Nicole Stadelmann, Co-Leiterin des Stadtarchivs der Ortsbürgergemeinde St. Gallen.

Die Erschliessung der Missiven ist aus zwei Gründen bedeutsam. Erstens sind sie eine neue Quelle. «Bisher stützt man sich in der Forschung für diese Zeit vor allem auf Urkunden und Rechtsquellen», sagt Stadelmann. Sie zeigen den «offiziellen» Blick auf die Geschichte. Mit den Briefen öffnet sich das Feld in die Alltags- und Sozialgeschichte. «Die kleinere Anzahl der Missiven stammt von Privatpersonen wie Ruchenacker und Spättig, die an die Stadt schreiben», sagt Stadelmann. Das sind meist Bitt- und Hilfeschreiben von Bürgern, deren Anliegen die Stadt verteidigen soll. Aus der Reformationszeit gibt es etwa auch eine Briefklage über einen reformierten Prediger. Wie es für Ruchenacker und Spättig ausgegangen ist, deren Briefe heute zu den Themen häusliche Gewalt und sexuelle Übergriffe gehören würden, weiss man nicht. Denn was der Stadtrat unternommen hat, ist nicht überliefert.

Zweitens passen diese Quellen in einen Wandel der Geschichtsschreibung. Statt des abstrakten Blicks «von oben» auf die Welt sind ab den 1970er-Jahren zunehmend der anschauliche Alltag und die Sorgen der kleinen Leute interessant. Wie aber kommt man an solches Material? «Der Zugang über konkrete Akteure ist methodisch sehr wichtig», sagt Stadelmann. Da die Briefe von Einzelpersonen stammen und der Kontext viel über die Lebensumstände mitteilt, eignen sie sich dafür.

Kredite, Schmalz, Scherermeister

Die Mehrheit der Briefe haben städtischen Absender, die an die Stadt St. Gallen schreiben. Sie zeigen die nationale und internationale Verflochtenheit von St. Gallen in Wirtschaft und Politik. Aus dem süddeutschen Raum sind Nürnberg, Ulm und Überlingen häufige Absender, aus der damaligen Schweiz Zürich, Bern und Schaffhausen.

Die bereits ausgewerteten Briefe geben spannende Einblicke in die Rolle von St. Gallen. Ab 1450 ist die Gallusstadt führende Produktions- und Handelsstadt des Bodenseegebiets, das auch süddeutsche Gebiete umfasst. Dabei kommt es bei der Lebensmittelversorgung zu einer gegenseitigen Abhängigkeit zwischen St. Gallen und Süddeutschland: Die Deutschen haben das Getreide, das Voralpengebiet Käse und Butter. So zeigt eine Missive von 1548, wie Überlingen von St. Gallen wegen Buttermangels wöchentlich zwanzig Zentner Schmalz möchte. Der Transport könne gleich mit dem Schiff erfolgen, das Korn für St. Gallen bringe.

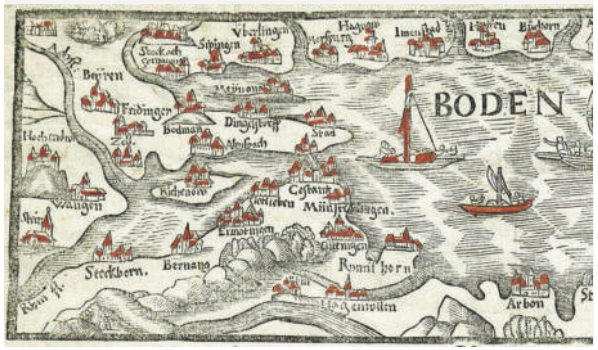
In der Zeit des Dreissigjährigen Kriegs im 17. Jahrhundert ist das Kreditwesen für St. Gallen ein grosses Thema, teils auch ein gutes Geschäft. Vom Krieg betroffene Orte brauchen Geld. Der «Bürgermeister und Rat zu Isny» im Allgäu bittet beispielsweise 1649 zum bisher gewährten Darlehen um einen weiteren und hoffentlich letzten Betrag. Es habe eine Feuersbrunst und kriegerische Überfälle gegeben. Man verspricht, den geliehenen Betrag termingerecht und mit Zinsen zu bezahlen. Die Stadt lehnt aber das Begehren wegen der eigenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ab.

Ein anderes Beispiel zeigt den internationalisierten Arbeitsmarkt. Der Lindauer Scherermeister Martin Dorn hat bei einem St. Galler Kollegen einen Arbeiter engagiert. Dieser Geselle, den er bei der Wundversorgung, dem Zähneziehen und Haareschneiden einsetzen will, tritt aber die Stelle nicht an. Im Brief an die Stadt bittet der Rat von Lindau im Namen Dorns um Unterstützung.

Die Briefe geben weiter Einblick in die damalige Kommunikation durch den Briefversand und die Bodensee-

Briefe kommentiert zugänglich

Für die Forschung wie für interessierte Laien ist es wichtig, dass die Briefquellen kommentiert zugänglich sind. Das ist eine «Edition». Dazu gehört neben dem Scan aller 30 000 Briefe die Transkription von 5000 Briefen in die heutige Schrift. Weiter sind Absender, Empfänger und Briefdatum sowie eine kurze Zusammenfassung des Inhalts aufgeführt. Die Schlagworte ermöglichen zudem die Suche bestimmter Inhalte. Das Missivenprojekt des Stadtarchivs läuft seit 2017, man rechnet im Jahr 2027 mit dem Abschluss. Die Kosten von einer Million Franken werden zu einem Drittel von der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, dem National- und dem Lotteriefonds getragen. Ab dem Herbst 2022 sollen die ersten Briefe auf dem Internet zugänglich sein. *(red)*



Der Bodensee ist im Spätmittelalter die Drehscheibe für die Wirtschaftsregion Ostschweiz und Süddeutschland. Gedruckt vom ersten S

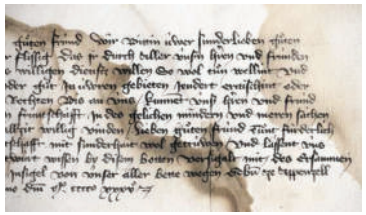
Die Schrift entziffern und eine Zusammenfassung des Inhalts machen: Das ist die Hauptarbeit der Brieferschliessung.

«Bisher stützt man sich vor allem auf Urkunden und Rechtsquellen.»

Nicole Stadelmann
Stadtarchiv St. Gallen

Die Quarzlampe macht verblichene Schrift durch ihre UV-Strahlen sichtbar.

St. Galler Buchdrucker Leonhard Straub von 1579. Bild: Stadtarchiv St. Gallen



Diese Missive hat einen Wasserschaden.

Gefaltet und versiegelt: Der Brief ist bereit zum Verschicken.

Briefsiegel mit einköpfigem Reichsadler aus dem Jahr 1568. Bilder: Michel Canonica

Nachgefragt

«Wir erhoffen uns einen Forschungsschub»

Sie erschliessen jeden Tag einige Briefe für die elektronisch zugängliche Briefedition. Wie geht das praktisch vor sich?
Noëmi Schöb: Der erste Schritt war das Einscannen aller Missiven, was aber bereits 2015 abgeschlossen war. Eine wesentliche und aufwendige Arbeit ist das Transkribieren, also die Übertragung der Schreiben in die heutige Schrift. Manchmal muss man auch mit der Quarzlampe ein Detail herauslesen. Aus der Transkription ergeben sich dann die Zusammenfassung und die Verschlagwortung. Wichtig ist bei unserer Edition auch, dass man die Missive abgebildet sieht. Sie wird dann «greifbarer».

In einzelnen Textstellen reimt man sich als Laie den Sinn zusammen: «Aner boessen frowen wegen» dürfte «wegen einer bösen Frau» bedeuten. Der ganze Text bleibt einem aber unverständlich.
Das ist richtig. Das «Frühneuhochdeutsche», das in dieser Zeit geschrieben wird, hat viele Ähnlichkeiten mit dem heutigen Deutsch. Aber eben auch Unterschiede. Man kann zudem die Entwicklung bestimmter Wortänderungen an den Missiven beobachten, etwa von «nieman» zu «niemand». Interessant sind auch Dialektausdrücke.

Zum Beispiel?
Für «fünf» sieht man Zürcherisch «föif», Thurgauisch «füür». Aber es ist grundsätzlich so, dass alle Briefe unterschiedlich sind.

Was kann man da herauslesen?
Zunächst gibt es wie heute schöne und weniger schöne Handschriften. Vadian zum Beispiel hatte eine ausgesprochen unschöne Schrift. Dann orientieren sich die Missiven mit städtischem Absender stark am Textaufbau von Urkunden. Es gibt ein Grusswort, ein Darlegen des Anlasses und am Schluss eine Bitte und eine Zusammenfassung. Ein privates Schreiben kann da formal und auch vom Layout her ganz anders aussehen. Weil jemand beispielsweise wenig Geld hatte, ist das Papier bis ganz an den Rand beschrieben.

Wie ist das Briefaufkommen: Gibt es in jedem Jahrhundert gleich viel Missiven?
Nein. Die Anzahl der Briefe steigt ab dem 17. Jahrhundert exponentiell an. Die schiere Menge der Missiven ist auch ein Grund, dass es bis jetzt wenige Editionen gibt. Die St. Galler Edition ist eine der ersten.

Warum braucht es eigentlich eine Edition der Briefe?
Damit der breite Zugang für Forschende möglich ist. Mit der elektronischen Edition kann man zeit- und ortsunabhängig mit den Quellen arbeiten und hat zudem die begleitenden Informationen zugänglich.

Ist das nur für Wissenschafter oder auch für Laien?
Wer ein Interesse an Geschichte hat, findet durch den Einblick in den damaligen Alltag sehr Spannendes. Anderseits sind die Missiven unerschlossene Quellen, von deren Auswertung man sich einen Forschungsschub durch Fachleute erhofft.

Welches neue Wissen erhofft man sich?
Man weiss schon länger, dass es ein Botenwesen gibt. Die Missiven werden aber Einblick geben, wie dieses genau funktionierte, was man damit verdiente und wo die Botenwege durchführten. Man weiss auch schon länger, dass der Bodensee eine wichtige Drehscheibe für die ganze Region war. Aber über die Verästelung der gegenseitigen Abhängigkeit von der Ostschweiz und Süddeutschland in Getreide und Schmalz und die Regulierung des Handels zwischen den Städten werden die Missiven genauere Auskünfte geben. Schliesslich ist die Quellenlage für die Textilwirtschaft im 16. und 17. Jahrhundert, als die St. Galler Tücher einesder schweizwei wichtigsten Exportgüter waren, sehr schmal. Der Zugang zu den Missiven verbessert das deutlich.

«Vadian hatte eine unschöne Handschrift.»

Noëmi Schöb
Ortsbürgergemeinde St. Gallen

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Ortsbürgergemeinde St. Gallen arbeitet Noëmi Schöb an der Auswertung der mittelalterlichen Briefe. Bild: Michel Canonica

schifffahrt. Für das Verschicken der Briefe braucht es Botendienste, eine «Post». Fast wie heute gibt es eine «staatliche» Post und ein «privates» Postwesen: Neben den städtischen Botendiensten unterhalten die Kaufleute ein eigenes Postnetzwerk. In der Regel sind die Boten zu Fuss unterwegs – sogar bis nach Genf. Wenn es aber eilt, nimmt man das Pferd oder setzt eine «Botenstafette» ein: Ist der eine Bote entkräftet, geht an einem vereinbarten Wechselort der nächste mit den Briefen weiter. Ungefährlich ist das nicht: Man weiss von Überfällen. Die Boten sind zudem oft in den Inhalt ihrer Briefe eingebunden. «Aus den Briefen ist ersichtlich, dass die mündliche Erläuterung des Inhalts häufig Teil des Boten auftrags war», sagt Stadelmann.

Ein sankt-gallisches Kriegsschiff

Der Bodensee ist eine schnelle Verbindung für den Warentransport. Das Wasser ist die einfachere und raschere Möglichkeit für Waren- und Personentransporte als die Landwege. Aus Briefen über Marktbesuche kann man schliessen, dass es einen regelrechten «Schiffsfahrplan» gab. Und wie alle wichtigen Infrastrukturen ist der Bodensee in unsicheren Zeiten umkämpft. So berichtet eine Konstanzer Missive von 1457, die Kaufleute seien wegen Bodenseepiraten «nit sicher». Die Städte setzen gegen die Piraten «Jagschiffe», wendige und schnelle Fahrzeuge, mit einer kriegerischen Besatzung ein. Auch St. Gallen besitzt im 15. Jahrhundert ein «Jagschiff».

Was ist der Gewinn der Missiven für die regionale Geschichtsschreibung? «Sie vertiefen bekannte Themen der Wirtschafts- und Politikgeschichte wie die grenzüberschreitende Vernetzung», sagt Stadelmann. «Völlig neu ist aber der briefliche Einblick in die Sozialgeschichte. Es sind Stimmen aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit, die es bisher nicht gab.»